

Sabrina Janesch
»Danzig hat mich schon immer fasziniert.«
Ein Interview

Wieso trägt der Roman den verwunschenen Titel »Ambra«? Und welche Rolle spielt Bernstein in Ihrem Roman?

In der Antike und im Mittelalter hat man geglaubt, Ambra – jener geheimnisvolle Stoff aus dem Innern der Wale – hätte denselben Ursprung wie Bernstein. Wahrscheinlich, weil sich beides an Meeresufern fand und ähnlich aussah. Einige Sprachen haben diesen Irrtum im Begriff für Bernstein verewigt. Im Französischen ist Bernstein »ambre«, im Englischen »amber«. Auch in meinem Roman steht »Ambra« für Bernstein. Darüber hinaus steht der Begriff für etwas Mysteriöses, etwas, das man nicht genau einordnen kann, das aber die Menschen über die Jahrhunderte hinweg fasziniert hat. So wie der Stoff der Geschichte, das Erzählen.

Für die Familie meiner Protagonistin Kinga Mischa hat Bernstein eine ganz besondere Bedeutung: Das immer weiter vererbte Familienschmuckstück ist ein Bernstein, in den eine Spinne eingeschlossen ist. Dieses Amulett hat die Mischas über die Jahrhunderte hinweg begleitet und das Schicksal der Familie auf unerklärliche Weise beeinflusst. Der Stein selbst ist ein Medium für Geschichte und Geschichten, denn die eingeschlossene Spinne erzählt uns die Chronik der Mischas.

Der Schauplatz des Romans wird nicht explizit benannt, doch es besteht kein Zweifel, dass es sich um Danzig handelt. Wie kam es zur Wahl dieses Ortes?

Danzig hat mich schon immer fasziniert: als historisches Phänomen wie auch als ganz konkreter Ort. Hier finden viele historische und europäische Fäden zusammen: Deutsche und polnische Geschichte, Kultur und Tradition sind für mich hier so verwoben und ineinander verschränkt wie an sonst kaum einem Ort. Gleichzeitig aber ist es nicht nur eine Verbindung beider Kulturen und Geschichten, sondern ein ganz eigenartiges und selbständiges Amalgam. Als ich vor Jahren zum ersten Mal in diese Stadt gekommen bin, musste ich bei der Abreise denken: Ich mag diesen Ort jetzt verlassen, aber er wird mich weder ver- noch loslassen, er wird mich solange gepackt halten, bis ich verstanden habe, was mich an ihm so fasziniert. Und das war vor allem eines: die unheimliche Fülle an Geschichten, die wie eine Dunstglocke über der Stadt lagern. Ich habe mich von ihnen stets umgeben, aber auch gefordert gefühlt. Das findet sich als Hauptmotiv im Roman wieder.

Das Stipendium des Deutschen Kulturforums Östliches Europa – in Zusammenarbeit mit der Stadt Danzig – war dann ein idealer Grund und überhaupt die Möglichkeit, länger vor Ort zu leben und sich eingehend mit ihm zu beschäftigen. In dem knappen halben Jahr bin ich ihm buchstäblich zu Leibe gerückt, habe ihn abgetastet, abgehört und ihn mir schließlich schreibend anverwandelt: Im Roman selbst schließlich wird die Stadt auch nicht mehr Danzig genannt, sondern die Stadt am Meer. Sie ist das Produkt meiner eigenen, literarischen Begehung.

Hatten Sie keine Furcht, sich auf dem Terrain der »Blechtrommel« und der anderen Danzig-Romane von Günter Grass zu tummeln?

Furcht nicht, auch keine Beklemmung. Vielleicht könnte man es eher Respekt nennen, ganz im positiven Sinne. Aber ganz ehrlich: Ich habe es immer so empfunden, dass ich über eine andere Stadt schreibe, andere Phänomene, als Grass es getan hat. In den über fünfzig Jahren, die seit der Veröffentlichung der Blechtrommel vergangen sind, hat sich so ungeheuer viel auf der Welt und in Danzig getan. So gesehen mag es sich noch um denselben Ort handeln, mit derselben Geschichte und denselben geographischen Daten, aber die Dimension ist längst eine andere. Und in der wöhne, weiß ich mich in meinem Element.

Eine Romanfigur, Bartosz Mysza, Kingas Cousin, ist kürzlich aus dem Irakkrieg zurückgekehrt. Offenbar schwer traumatisiert. Welche Rolle spielt der Krieg in Ihrem Buch?

Der Krieg ist das Böse, das immer wieder von den Menschen gleichsam heraufbeschworen und erschaffen wird. Auch wenn er wie eine Entfesselung des Dunklen erscheint, lässt sich keine Sekunde leugnen, dass jeder in einer Gesellschaft Verantwortung trägt für eine Grundstimmung oder eine Hetze, die gegen gewisse Volksgruppen stattfindet. Diese Erfahrung machen viele Mitglieder der Familie Mischa. Im Zweiten Weltkrieg werden sie zu Opfern und zu Tätern. Dass ein Spross des polnischen Zweigs der Familie, Bartosz, sechzig Jahre später nochmals in den Krieg zieht – als polnischer Soldat in den Irak – ist ein Rekurs des Schicksals auf die schmerzhafteste Geschichte der Familie.

Mit seinem Eintritt in die Armee versuchte er, der Enge seiner Familie zu entkommen, sich als Sohn zu emanzipieren und durchaus auch seinen Willen durchzusetzen. Alles wahrscheinlich durchaus vergleichbar mit dem Reflex Polens, sich Amerika anzuschließen und in den Irak zu ziehen. Was allerdings eine Entscheidung der polnischen Regierung war – weite Teile der polnischen Bevölkerung waren damit alles andere als d'accord.

Schon in »Katzenberge«, Ihrem ersten Roman, fühlen sich Ihre Protagonisten von der Nachtseite, vom Übersinnlichen angezogen. In »Ambra« verfügt unter anderem Kinga Mischa über die Gabe, die Gedanken ihrer Mitmenschen lesen zu können. Was fasziniert Sie daran? Und wie verhält sich die magische Weltsicht Kingas zu den anderen beiden Erzählperspektiven, der der Spinne und der des Stadtschreibers Tilman Kröger?

Es gibt Orte auf dieser Welt, die beircen durch ihre Schönheit, ihre Größe oder Bedeutung. Das gilt auch für Danzig. Das wirklich Besondere an dieser Stadt war für mich aber das bereits erwähnte Geflecht aus Geschichten, Erinnerungen und Erlebnissen, in dem ich mich ständig bewegte. Und von diesem Grundgedanken war es kein weiter Schritt mehr, sich zu fragen, wie es wäre, wenn man tatsächlich eine geheimnisvolle Verbindung zu dem Wesen der Stadt und ihren Menschen hätte. Wie beeinflusst es einen Menschen, eine Familie, tief in alle anderen blicken zu können?

Es brauchte eine Erzählerin mit langem Atem und einem gewissen Stoizismus, die wundersame Geschichte der Familie Mischa zu entspinnen. Und so ist es eben die Spinne im Bernsteinamulett, der diese Aufgabe zufällt.

Die Grundidee des Gedankenlesens wollte ich aber

nicht als alleinige Erklärung dafür anbieten, was im Buch geschieht, das hätte mich selber kaum gereizt. Was mich viel mehr interessierte, war das Spannungsverhältnis zwischen zwei Erzählern, die zwei verschiedene Varianten der Handlung präsentieren und unterschiedlich motiviert sind. So kam es zu den insgesamt drei Erzählern, die jeder auf seine Weise dem Phänomen nachspüren, das – angeblich – seit Generationen in der Familie Mischa auftritt.

Dass schließlich in einem gewissen Varieté, in dem meine Protagonistin Kinga Mischa anfängt zu arbeiten, noch mehr magische Elemente hinzukommen, war nur folgerichtig. Diese Stadt ist anscheinend ein Ort, an dem alles geschehen kann, in dem man Zeit und Raum, physikalische Gesetze, selbst die von Dies- und Jenseits, außer Kraft setzen kann. Das mag man Kinga Mischa glauben – oder aber man vertraut sich Tilmann Kröger an, der all das als Mummenschanz glaubt abtun zu können. Am Ende ist es wie im wirklichen Leben: Was wahr ist, kann einem niemand sagen, denn was wahr ist, ist immer auch die Entscheidung jedes Einzelnen. Und das wäre in diesem Fall der Leser.

Man sagt immer, der zweite Roman sei der schwierigste. Inwiefern war es anders oder schwierig, »Ambra« zu schreiben?

Sowohl an »Katzenberge« als auch an »Ambra« habe ich sehr intensiv gearbeitet, aber aus unterschiedlichen Gründen. Mit den Themen aus »Katzenberge« – meiner Familie, der Kindheit in Schlesien – hatte ich mich bereits seit Jahren beschäftigt, trug den Stoff in mir, kannte ihn in- und auswendig. Außerdem hatte ich bereits einiges an Schreiberfahrung mit diesem Thema gesammelt –

ich verfasste etliche Kurzgeschichten und Erzählungen, die sich mit ähnlichen Motiven befassten. Intensiv war es also vor allem deshalb, weil es sich mit etwas beschäftigte, das so persönlich und emotional war, auch schrieb ich sehr schnell, viele Tage vergingen wie im Rausch, an denen ich die Wohnung nicht verließ.

Bei »Ambra« war das anders. Danzig war für mich neues Terrain – schreibend, auch wenn der Ort mir schon aus früheren Aufenthalten sehr gut bekannt war. Gleichwohl musste ich meine Danziger Wohnung verlassen, um diese Stadt im wahrsten Sinne des Wortes zu begreifen, zu begehen und in mich aufzunehmen. Voraussetzungslos und ohne Vorkenntnisse. Auf meine Spaziergänge und Gespräche mit unzähligen Menschen folgten durchschriebene Nächte, in denen ich mich dem näherte, was diese Stadt für mich ausmacht, und schließlich den Stimmen meiner Erzähler und ihren Intentionen.

Polen und Deutsche – auch in »Ambra« beschäftigen Sie sich mit dem schwierigen Verhältnis der ungleichen Nachbarn. Der Hass, den beide Völker oft füreinander empfunden haben, spaltet sogar die Familie Mischa. Wie ergeht es einer jungen Frau wie Kinga Mischa im heutigen Polen? Und wie würden Sie das Verhältnis zwischen Polen und Deutschen heute beschreiben?

Das Verhältnis zwischen Polen und Deutschen ist heute – abgesehen von einigen Zwischenfällen – entspannter als je zuvor. Mir ist aufgefallen, dass es auf Seiten der Deutschen ein wachsendes Interesse an der Sprache und der Kultur unseres Nachbarn gibt – und auf Seiten der Polen eine immer größer werdende Gelassenheit und Souveränität, auch und vor allem im Um-

gang mit der Geschichte. Das liegt zum einen sicher an der starken Wirtschaft Polens und zum anderen an der großen Weltoffenheit der jungen Polen.

Die meisten der jungen Städter sind viel gereist, in Europa meistens, auch in Amerika, und sie können viele Zwistigkeiten, die zwischen Deutschland und Polen auftreten, gut einordnen als das, was sie sind: von der Politik gemacht. Mit den Menschen haben sie meist herzlich wenig zu tun.

Das jedenfalls sollte, könnte der Regelfall sein. Natürlich gibt es andere Beispiele, auch junge Leute, die in ihren starren Konstrukten aus Stereotypen und Vorbehalten gefangen sind. Und zwar nicht nur auf dem Land, sondern durchaus auch in den Städten. Das habe ich selber erfahren dürfen, und ähnliche Erfahrungen macht auch Kinga Mischa. Das bleibt nicht aus. Aber die meiste Zeit spielt es eine erfrischend geringe Rolle, aus welchem Land man kommt – es sei denn, man interessiert sich explizit für die gemeinsame Geschichte, denn dann findet man viele junge Menschen, die sich sehr genau auskennen und eine große Freude daraus ziehen, in ihrer Heimat auf Spurensuche zu gehen.